

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 12

Artikel: Wie und warum ich meinen Beruf gewechselt habe : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie und warum ich meinen Beruf gewechselt habe

Antworten auf unsere Rundfrage

Eine Lehrerin wird Malerin

Unserer finanziellen Verhältnisse und der unsicheren Zeit des Zweiten Weltkrieges wegen schien der Besuch des Lehrerinnenseminars gegeben. Mich an der städtischen Kunstgewerbeschule eine intensive zeichnerische Ausbildung machen zu lassen, kam niemandem in den Sinn.

Schon in den ersten Lektionen an der Übungsschule fühlte ich mich am unrichtigen Platz. Aber da ich mich in dem angepackten Beruf mit allen Kräften einsetzte und mir manche Begabung die vielfältigen Aufgaben erleichterte, fand ich doch eine gewisse Befriedigung im Lehramt, vor allem wenn ich bei den Kindern kleine charakterliche Fortschritte bemerkte und von zu Hause vernachlässigten Kindern ein paar glückliche Stunden als Wegzehrung geben konnte. Um meiner Aufgabe gerecht werden zu können, verzichtete ich auf alle Vergnügungen, bis auf wenige Konzerte oder Ausstellungen von hoher künstlerischer Qualität; auch die Pinsel und Farben legte ich beiseite.

Gerade aber die seltenen Genüsse hervorragender Kunst wirkten so stark auf mich, daß ich zeitweise das innere Gleichgewicht verlor, tagelang in Melodien schwebte oder in Farben

und Formen abwesend war. Ich drohte meine Schulpflichten zu vergessen und ein unbändiger Drang, zu gestalten, packte mich. Nur die immer liebehungrigen Augen meiner Schüler, ihre Anhänglichkeit und ihr unstillbares Verlangen nach Neuem vermochten mir die Kraft zum Ausharren bis Schulschluß zu geben.

Doch länger als zwei Jahre hielt ich es in der Schule nicht aus; nach dieser Zeit war ich seelisch geradezu deformiert durch das ständige, fast unbegrenzte Geben, oder besser gesagt durch das Aufgezehrtwerden durch die Kindermenge und die zu kurze Freizeit, die knapp reicht, um sich zu erholen, geschweige denn, schöpferisch zu arbeiten.

Wirkliche künstlerische Tätigkeit und der Lehrerberuf vertragen sich gegenseitig nicht. Die Kunst sowie der Lehrerberuf, jedes fordert den ganzen Menschen, das heißt seine ungeteilten Kräfte. Die Kunst verlangt vom Künstler eine fortwährende, intensive Entwicklung seiner ganzen Persönlichkeit und ununterbrochene, konzentrierte Übung seines Talentes. Der Künstler muß arbeiten wie ein Forscher, der sich und seiner Umwelt immer neue Erkenntnisse abringt.

Der Lehrer muß sich täglich zurückneigen, um mit dem kleinen Menschen in Kontakt zu

kommen. Er muß zu viel von seinen seelischen Kräften an die Kinder abgeben, als daß er noch genügend Intensität zur künstlerischen Gestaltung auf seiner persönlichen Stufe hätte.

Da ich aus oben beschriebenem Grund keinen Kompromiß zwischen Kunst und Lehrerberuf schließen konnte, gab ich die Schule auf. So schwer es mich ankam, die frohe Gemeinschaft mit den Kindern, dem unverdorbenen Urquell des Lebens, zu verlassen und in die Einsamkeit und Ungewißheit (auch in finanzieller Hinsicht!) zurückzukehren, so bin ich doch beglückt, daß ich endlich in vollkommener Unabhängigkeit meiner Berufung, der Malerei, leben kann. Ich bin erfüllt von froher Zuversicht und unbändiger Kraft für meine Arbeit, die mir vorkommt – trotz meiner bald 40 Jahre – als ein unendlich weites Gebiet, wie ein neuer Kontinent, den zu entdecken mich niemand und nichts zu hindern vermag. *

Ein Buchdrucker wird Jugendfürsorger

Da ich entschieden kein sonderlich guter Schüler und vor allem kein Streber gewesen war, setzte ich mir keine hochfliegenden Ziele. Als mein letztes Schuljahr sich seinem Ende zuneigte, schlug mir mein Vater vor, in einer Buchdruckerei, mit der er geschäftlich verbunden war, eine Druckerlehre zu absolvieren.

«Maschinenmeister ist die richtige Bezeichnung», sagte er. «Warum nicht», dachte ich, «es klingt immerhin nach etwas.» Dabei war mir weder im Augenblick noch lange danach bewußt, daß ich mich als Bub nie für Maschinen oder dergleichen interessiert hatte. Auch mein Vater hatte wohl nicht daran gedacht.

So fand ich mich denn an einem Frühjahrs-morgen im Jahre 1933 noch mit kurzen Kniehosen bekleidet und ohne besondere Gefühlswallung an meinem Lehrplatz ein. Es war das erste Mal, daß ich überhaupt in eine Buchdruckerei hineinkam. Ich war kein Muster-schüler gewesen – es wurde auch kein Musterstift aus mir. Immerhin begriff ich die Sache und lernte nach und nach mit Schriftsatz, Papier, Druckfarbe und Maschinen umzugehen. Aber ich träumte oft während der Arbeit, und das wirkte sich auf letztere höchst unerfreulich aus. Man kann nicht eine auf Hochtouren laufende Schnellpresse überwachen und nebenher noch tief sinnigen Menschheitsproblemen nachhängen oder sich treffende Aphorismen aus-

denken. Vor allem die Vorgesetzten hatten dafür wenig Sinn und schalten mich, wie es sich gebührte, wenn ein Teil der Auflage grau statt schwarz gedruckt war.

Als auf solche Weise die beiden ersten Lehrjahre verstrichen waren, hatte ich die Zwischenprüfung zu bestehen. Sie fiel so aus, daß man es für gut fand, mich bei einem psychotechnischen Begutachter ins Sprechzimmer zu schieben. Den Inhalt des Gutachtens erfuhr ich erst zehn Jahre später, als mir das Schriftstück zufällig einmal in die Hände kam. Es stand darin etwas von verkrampftem Seelenzustand, und daß man mich, einen eher musisch Begabten (oder Behafteten?) mit Vorteil aufs Land zu Tieren, Pflanzen und Äckern schicken sollte.

Nun, es brachte niemand den Mut zu diesem Schritte auf, war ich doch mitten in der Stadt groß geworden und der Bauernberuf für unsere Kreise – bei aller Anerkennung – doch eine eher fragwürdige Lebensaufgabe.

So schaukelte ich denn auch noch durch die restlichen zwei Lehrjahre. Während dieser Zeit aber fanden sich in der Tageszeitung, die wir druckten, hin und wieder kleine Betrachtungen, die meiner Feder entstammten und die ein mir wohlgesinnter Redaktor offenbar des Druckes wert erachtete. Eines Tages, es war kurz vor der Schlußprüfung, überraschte er mich bei meiner Arbeit im Maschinensaal, schwenkte eines meiner Manuskripte und schrie mir durch das Brausen der Schnellpresse zu: «Hör endlich einmal auf mit diesem Zeug da und geh ins Seminar. Lehrer solltest du werden, nicht Maschinenmeister!»

Als ich daheim meinem Gefühl freien Lauf ließ und den Alarmruf meines Beraters brühhwarm und wörtlich auftischte, sagte die Mutter: «O je!» und der Vater schaute beharrlich auf die leere Schreibtischplatte, als läse er dort ab, was er auf meinen Posaunenruf zu erwidern habe.

Dann kam die Schlußprüfung. Ich bestand sie mit einer annehmbaren Durchschnittsnote und war nicht wenig erstaunt, so gut davongekommen zu sein. Aus dem Seminar aber wurde nichts. Es fehlte meinen Eltern an der nötigen Zuversicht. Konnte man ihnen das übelnehmen? Mit solchen Realschulzeugnissen ins Lehrerseminar? Und die Kosten?

Wir lebten in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit. Ich konnte nicht allzulange im Lehrbetrieb als Maschinenmeister arbeiten. Dem

Vater zuliebe behielt man mich noch ein halbes Jahr. Dann ging ich stempeln. Dann gab es Streit daheim. Dann packte ich meinen Rucksack. Und damit begann endlich meine Lehre – mein Leben.

Auf dem Herzberg bei Aarau blickte ich kurz nach meinem Auszug aus dem Vaterhaus in ein Paar wissende, ernste und gütige Augen, Fritz Wartenweiler! Bei ihm wurde mein neuer Beruf zur Reife gebracht. Ich wurde Anstalts-erzieher. Sozialarbeiter nennt man es heute. Es war ein langer Weg. Er dauerte länger als die vierjährige Druckerlehre. Aber er war schön.

Ich kam dann auch zu meiner Bauernarbeit, lernte mähen, melken und pflügen, besuchte landwirtschaftliche Winterkurse, mußte oft schwer arbeiten und war glücklich dabei. Ich träumte nicht mehr bei Tage, denn ich tat jetzt das, was ich früher nur unklar geahnt und geträumt hatte, nämlich dienen, helfen, erziehen. Später wurde ich Leiter von Erziehungsheimen. Heute bin ich Jugendfürsorger.

Ich gebe mir vor allem Mühe, die jungen, mir anvertrauten Menschen jenem Beruf zuzuführen, der ihrem Wesen und Können entspricht. Das ist mitunter sehr schwer – aber der einzige Weg zu einem sinnvollen Dasein.

★

Ein Germanist wird Spenglermeister

Schon als ich den Kindergarten besuchte, stand fest, daß wir zwei Geschwister einmal studieren würden. Mein Vater war Professor für Lateinisch an einem Gymnasium, meine Mutter besaß ebenfalls den Doktor phil. I.

Ich war ein mittelmäßiger Schüler. In den alten Sprachen war ich, zum Leidwesen meines Vaters, sogar unterdurchschnittlich. Da ich aber Freude an Gedichten hatte und solche gern und gut aufsagte, begann ich nach der Maturität Germanistik zu studieren.

Schon nach wenigen Monaten merkte ich, daß mich dieses Gebiet in keiner Weise interessierte. Ich hätte am liebsten das Studium an den Nagel gehängt, aber ich getraute mich nicht, meinen Eltern diese Enttäuschung zu bereiten.

Dann verliebte ich mich mit aller Kraft in ein Mädchen. Als ich meiner Freundin – sie war die Tochter eines Poliers – klagte, wie unglücklich ich sei, sagte sie zu mir: «Du bist trotz deiner 21 Jahre eigentlich noch gar kein Mann. Ich finde es unglaublich. Mein Vater

lief mit 16 Jahren von zu Hause weg, weil ihn sein Vater übermäßig tyrannisierte. Und du hast mit 21 Jahren noch Angst vor deinen Eltern.»

Mein Verhältnis mit meiner damaligen Freundin ging in die Brüche, aber ich bin ihr heute noch dankbar dafür, daß sie mir den Star gestochen hat.

Es ging aber nochmals ein Jahr, bis ich den Mut faßte, meinen Eltern zu sagen, ich wolle nicht mehr weiter studieren, sondern einen handwerklichen Beruf ergreifen.

Schon als kleiner Junge habe ich mich in den Ferien an der Tätigkeit des Dorfschmiedes begeistert. Deshalb, und weil ich einen Kameraden aus dem Konfirmationsunterricht kannte, dessen Vater eine kleine Spenglerei besaß, beschloß ich, Spengler zu werden.

Meine Eltern schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Sie betrachteten es als Familienschande, einen Sohn zu haben, der Arbeiter war.

Die abgekürzte Lehrzeit war denn auch recht schwierig. Von den Eltern wurde ich mit Verachtung bestraft, von den Kollegen als verkrachter Student gehalten.

Heute bin ich im Besitz der Meisterprüfung. Ich habe keinen großen, aber sehr guten Betrieb. Da ich bedeutend mehr verdiene als mein Bruder, der ein schlechtgehendes Anwaltsbüro betreibt, bin ich auch in der Achtung der Verwandtschaft beträchtlich gestiegen. Vor allem aber sind die Unlustgefühle, die mich während meiner Gymnasium- und Studienjahre bedrückten, verschwunden. Ich bin in meinem Beruf sehr glücklich.

★

Eine Journalistin wird Berufsberaterin

Ich entstamme einer Familie, in der es mehrere bekannte Publizisten und Schriftsteller gab. So war mir der Umgang mit dem Wort, die Formulierung und «druckfertige» Darstellung von Gedankengängen und Beobachtungen ebenso selbstverständlich, wie etwa einem Bauernkind der Umgang mit Tieren. Außer einer guten Allgemeinbildung brachte ich bei dem berühmten «Eintritt ins Erwerbsleben» nur ein Zuviel an Interesse für die verschiedensten Berufe mit, aber zufolge familiärer und politischer Umstände leider keine Ausbildung in wenigstens einem von diesen. Also ergab es sich von selbst, daß ich meinen Lebens-

unterhalt schreibend verdiente. Ich wurde Journalistin und glaube sagen zu dürfen, daß von meinem ersten Manuskript an die Drucklegung mühelos vonstatten ging. Beneidenswert erfolgreich werden das viele finden – ich aber war bald im höchsten Maße unbefriedigt.

Ich hatte das Gefühl, mir Berichterstattung und Urteil über Dinge anzumaßen, von denen ich nur eine betrüblich ungenaue Kenntnis hatte. Wie kam ich dazu, über psychologische Fragen zu schreiben – ich hatte nicht Psychologie studiert; was berechtigte mich, soziale

Der kleine Familienfilm



Freut sich auf gemütlichen Kaffeeklatsch mit Frau Keller. Hansli und die kleinen Gäste werden spielen.



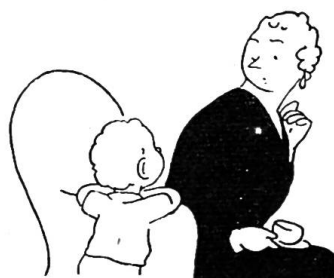
Wartet, bis Kinder laut genug schwatzen, um den neuesten Skandal von Frau Matter erzählen zu können.



In diesem Moment verstummen die Kinder.



Wartet, bis Kinder wieder schwatzen, um weiter zu erzählen, dass sie gestern Frau Matter gesehen habe, wie sie ...



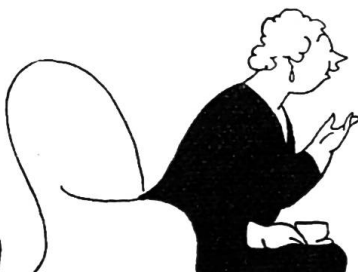
Warnender Blick von Frau Keller lässt sie verstummen. Hansli steht neben ihr und fragt, was sollen wir machen?



Sagt aufmunternd, warum spielt ihr nicht Verstecken im Garten? Wird abgelehnt.



Schlägt Pfeilschiessen im Keller vor. Wird abgelehnt. Oder Scharaden und Sich-verkleiden im Estrich. Wird abgelehnt.



Bringt sie dazu, in Hanslis Zimmer mit der Eisenbahn zu spielen, und beginnt von vorne mit der pikanten Geschichte.



In diesem Moment kommen Kinder wieder und erklären, Eisenbahn hier aufstellen zu wollen. Wechselt Thema, spricht vom Wetter.

und soziologische Probleme darzustellen – da ich doch weder eine wissenschaftliche noch eine Ausbildung als Sozialarbeiter durchlaufen hatte; durfte ich mir erlauben, politische, rechtliche oder zwischenmenschliche «Frauenfragen» abzuhandeln – ohne doch Geschichte, Politische- und Rechtswissenschaften studiert oder etwa als Ärztin Erfahrung mit solchen Dingen gesammelt zu haben? Kurz: je länger ich in der Arbeit stand und je selbstverständlicher meine «Werke» in Druck gingen, um so banger wurde mir selbst zumute. Etwas mußte geschehen.

Wie es genau geschah, daß ich über eine Konferenz der Berufsberater zu berichten hatte, weiß ich heute nicht mehr. Nur, daß mein Auftrag völlig aus meinem Blickfeld entschwand, als die ersten Fragestellungen dieser Fachleute an mein lauschendes Ohr drangen. Hier war die Lösung für mein eigenes Berufsproblem und die Möglichkeit, ein Fachgebiet zu erarbeiten, aus dem mir aus eigener Erfahrung schon mancherlei vertraut war. Innert weniger Tage war mein Entschluß gefaßt: ich trat in die Schule für soziale Arbeit ein, um eine fürsorgerische Ausbildung als Grundlage für diesen «helfenden Beruf» zu legen, an die sich dann später die psychologische und berufskundliche Schulung in vertieftem Maße anschließen sollte.

Auf diesem Wege konnte ich schneller in die Praxis gelangen, als etwa über ein Hochschulstudium, und darauf brannte ich geradezu. Die Schule zeigte großes Verständnis für mein höchst «einseitiges» Interesse und ermöglichte mir Praktika in diesem Sonderzweig der Jugendhilfe, so daß ich schon nach kurzer Zeit die Richtigkeit meines Entschlusses überprüfen konnte. Als Diplomarbeit durfte ich sogar eine berufskundliche Arbeit, und zwar – über den Beruf der Journalistin vorlegen!

Heute stehe ich schon manches Jahr in der berufsberaterischen Arbeit und habe meinen Berufswechsel nie bereut. Das Schreiben konnte ich allerdings nicht lassen – nur kreiste es jetzt um Fachfragen, in denen ich sicheren Grund unter der Feder fühlte. *

Ein Mechaniker wird Lehrer

Schon in meinen Knabenjahren fühlte ich mich zu allem Technischen hingezogen. So war es keine Frage, daß ich nach der Schulzeit in eine

Mechanikerlehre eintrat. Ich habe diese mit einer guten Lehrabschlussprüfung bestanden und fand nach Beendigung der Rekrutenschule sofort eine Stelle in einer kleinern Werkstatt, wo ich das Gelernte bei den verschiedensten Arbeiten anwenden konnte. Ich war mit meinem Los durchaus zufrieden und trug mich bereits mit Auswanderungsplänen, um mein Glück in der Fremde zu versuchen. Vorerst mußte ich aber in einer Rekrutenschule den Unteroffizier abverdienen.

Im Dienst hatte ich mich zum erstenmal in meinem Leben als Vorgesetzter zu bewähren. Ich lernte hier den Umgang mit Menschen und in bescheidenem Maße auch deren Führung, obwohl ich darin, jung und unerfahren wie ich war, nicht immer eine geschickte Hand bewies. Ich empfand Freude an dieser Aufgabe, auch wenn ich meiner Veranlagung gemäß eine zurückhaltende Natur war (und noch heute bin).

Gegen Ende des Dienstes erhob sich die Frage nach der weitem Gestaltung meiner beruflichen Arbeit. Es war wie ein Suchen nach etwas völlig Unbestimmtem. Wir befanden uns auf einem Ausmarsch, kamen an einem kleinen Schulhaus vorbei, die Kinder hatten Pause und tollten auf dem Platz herum. Da durchzuckte mich, grell wie ein Blitz, der Gedanke: Du mußt Jugenderzieher werden!

Daran hatte ich noch nie gedacht. Ich war vorerst in einer ratlosen Betäubung. Bedenken kamen; eine lange Reihe von Einwänden ließ mir schließlich den Gedanken als verrückt erscheinen. Meinen interessanten und aussichtsreichen Beruf an einen ganz andersartigen vertauschen? Wenn schon ein Studium, dann doch ein technisches! Das neue Schuljahr hatte schon begonnen; es war keine Aussicht mehr, ins Seminar aufgenommen zu werden. Zudem bestand in jenen Jahren in den Seminarien ein numerus clausus. Kurz und gut, es stand alles gegen eins gegen diese fordernde innere Stimme, die trotz allem zu handeln gebot.

So schrieb ich denn am Entlassungstage dem Direktor unseres kantonalen Seminars eine Karte, worin ich um eine Unterredung bat. Postwendend kam die Antwort mit der Aufforderung, zu erscheinen. Ohne die geringsten Illusionen begegnete ich dem Leiter des Seminars. Der hörte sich meinen bisherigen Lebenslauf und den gefaßten Entschluß an, und faßte mich dabei scharf ins Auge. Schließlich fragte er mich: «Sind Sie entschlossen, Lehrer zu werden?» Ich antwortete mit einem klaren Ja.

«Gut, dann will ich Ihnen Gelegenheit geben, sich bei uns zu bewähren.»

Das Wunder war geschehen, anderntags saß ich zusammen mit erst der Sekundarschule entronnenen Bürschlein im Seminar. Leicht war das, was jetzt kam, für mich allerdings nicht. Ich war mich an praktische, handgreifliche Arbeit gewöhnt. Ich hatte eine Menge Wissensstoff nachzuarbeiten und mich in einer Vielzahl irritierender, weitabliegender Fächer zurechtzufinden. Dazu kam, daß ich kaum acht Tage nach meinem Eintritt zu einem dreiwöchigen Wiederholungskurs einrücken mußte. Das Nachholen und das Einleben machten mir das erste Seminarjahr zum schwersten. Allmählich arbeitete ich mich aber ein, man kann auch sagen: biß mich durch, und damit gewann ich wachsende Freude am Wissensstoff und an den vielerlei beruflichen Fragen, die mehr und mehr in den Vordergrund traten. So brachte ich die Seminarjahre zu einem gefreuten Abschluß.

Nun kenne ich bereits seit 27 Jahren die Freuden und Leiden eines Schulmeisters. Erfahrungen sind in dieser Zeit gereift, Illusionen verfliegen. Geblieben ist eines: Die Freude am immer neuen Eingehen auf das lebendig Menschliche, die Freude an immer neuer Weggemeinschaft mit der Jugend, auch wenn das nicht immer eitel Sonne und wolkenreinen Himmel bedeutet. Die Bildungsarbeit an den Menschen ist so viel härter als das Eisen, das ich einst zu schmieden hatte. Aber ich bereue meinen Berufswechsel nicht, bereue es ebenso wenig, daß ich meinen heutigen Beruf erst auf einem Umweg fand. Sicher waren damals Zeit- und Geldopfer nicht leicht zu tragen; jetzt spüre ich jedoch von beidem nichts mehr. Der Handwerksberuf hingegen gab mir einen Boden, der mir auch im Lehrerberuf noch zugute kommt. *

Ein Advokat wird Liegenschaftshändler

Heute bin ich Agent für Immobilien. Damit weder Sie, die Redaktion, noch Ihre Leser sich unnötig aufregen, füge ich gleich bei, daß meine Spezialität nicht im Verkauf von Tessiner-Terrain für Ausländer besteht.

Wenn es zwar offenbar in den Sternen geschrieben stand, daß ich einmal Liegenschaftsvermittler werden mußte, so wurde es mir doch nicht an der Wiege gesungen, ganz im Gegenteil. Unsere Familie weist seit Genera-

tionen nur Vertreter akademischer Berufe auf. Nach Abschluß des humanistischen Gymnasiums stellte sich deshalb niemand die Frage, ob ich, sondern nur was ich studieren sollte, und da war die Unsicherheit allerdings groß. Nun, wer beim besten Willen nicht weiß, was er studieren soll, wählt nicht selten die juristische Fakultät. So auch ich. Komisch zu sagen, aber es stimmt: Ich ließ bei dieser Wahl die eigentliche Berufsfrage offen. Rechtsanwalt, richterliche Laufbahn, Jurist in der Industrie oder der Verwaltung? Ich stellte mir die Frage nicht einmal.

Ich bin dann schließlich mehr durch Zufall als aus Gründen der Neigung oder besonderer Eignung Rechtsanwalt geworden. Eine Kanzlei war bald eingerichtet (viel zu früh, gescheiter wäre es gewesen, länger als Mitarbeiter in einem bekannten Advokaturbüro zu bleiben). Schwieriger hielt es, Klienten zu finden. Am allerschwierigsten aber fiel es mir, mich auf die Länge für die Anliegen meiner Kunden ernstlich zu interessieren. Die Beschäftigung mit widerlichen Scheidungsprozessen und die Verteidigung schäbiger kleiner Betrüger hing mir nach einigen Jahren zum Hals hinaus. Mit dazu beigetragen hat, daß mein Einkommen so bescheiden geblieben war, daß ich mich, so unglaublich es klingen mag, fast schämte, es bei der Steuererklärung richtig anzugeben. Ich hatte gründlich den Verleider. Aber was konnte ich tun? Mit bald vierzig Jahren den Beruf zu wechseln, als verheirateter Mann und Familienvater, der ich inzwischen geworden war, schien mir verwegen. Ich weiß nicht, ob ich nur von mir aus den Mut oder die Entschlußkraft dazu aufgebracht hätte. Da kam mir ein Zufall entgegen.

Ein weitläufig verwandter Auslandschweizer beauftragte mich, für ihn in der Heimat einen Ruhesitz zu suchen. Ich wandte mich an einen Liegenschaftenvermittler, der mir aber nur schleppend und zudem keine passenden Angebote unterbreitete. Darauf machte ich mich selber, zunächst auf dem Inseratenweg, auf die Suche. Ich fand für meinen Verwandten verhältnismäßig rasch ein Objekt, das ihm zusagte und – ein Glücksfall – es gelang mir auch noch, eine mir angebotene Liegenschaft, die sich für meinen Auftraggeber nicht eignete, an einen andern Käufer zu vermitteln.

So bin ich dann langsam in den Liegenschaftshandel hinein geschlittert und habe schließlich mein Advokaturbüro ganz aufgegeben.

Ganz so leicht, wie sich das hier liest, war die Umstellung auf den neuen Beruf natürlich nicht, aber heute bin ich sicher, daß der Wechsel für mich richtig war. Die Beschäftigung mit meinen jetzigen Klienten befriedigt mich weit mehr als jene mit unzufriedenen Ehemännern und Ehefrauen und Automatenknackern. Ich nehme es gerne in Kauf, daß gewisse Leute meiner akademischen Verwandtschaft über meine Tätigkeit als «Makler» die Nase rümpfen. Es nimmt übrigens im gleichen Maße ab, als mein Einkommen zunimmt. *

Eine Säuglingsschwester wird Sekretärin

Nie war ich uneinsichtig genug, um nicht zu wissen, daß andere Leute noch ernstere Sorgen hatten als jene, die mir die Jugend vergellten, die nämlich, einen reichen Vater zu haben. Aber das machte meinen Kummer nicht kleiner. Wir lebten in einer mittelgroßen Stadt, in der ziemlich jedermann weiß, was jedermann ist und vor allem, was er hat. Als ich das Alter erreicht hatte, in dem sich die Frage der Berufswahl stellt, mußte ich wahrnehmen, daß mein Vater, der sich sehr intensiv mit der Ausbildung meiner Brüder beschäftigte, gar kein Interesse dafür zeigte, was aus mir werden sollte. Das kränkte mich. Noch ärger war, daß auch meine Freundinnen und meine männlichen Altersgenossen bloß lächelten, wenn ich mit ihnen über mein Berufsproblem sprechen wollte. Man nahm mich einfach nicht ernst. Manche sagten es gerade heraus, und bei den andern las man aus ihren vielsagenden Mienen, daß sie das gleiche dachten: «Es spielt bei dir ja gar keine Rolle, welchen Beruf du wählst. Du brauchst ja kein Geld zu verdienen und wirst nie einen Beruf ausüben.»

Ich entschloß mich schließlich zur Ausbildung als Säuglingsschwester. Niemand war dagegen. Es schien gerade das zu sein, was man von mir erwartet hatte. Man erkannte darin so etwas wie den romantischen Drang nach Selbstzüchtigung, verbunden mit dem Dahinterstecken des echt weiblichen Wunsches nach eigenen Kindern. Man warnte mich nur, die Sache sei sicher viel strenger, als ich es mir vorstelle, aber ich könne ja jederzeit zurücktreten, wenn es mir verleide. Zudem bekam ich allseits zu hören, ich würde sicher mit netten, jungen Kinderärzten zusammentreffen, die sich so eine Partie wie mich nicht entgehen

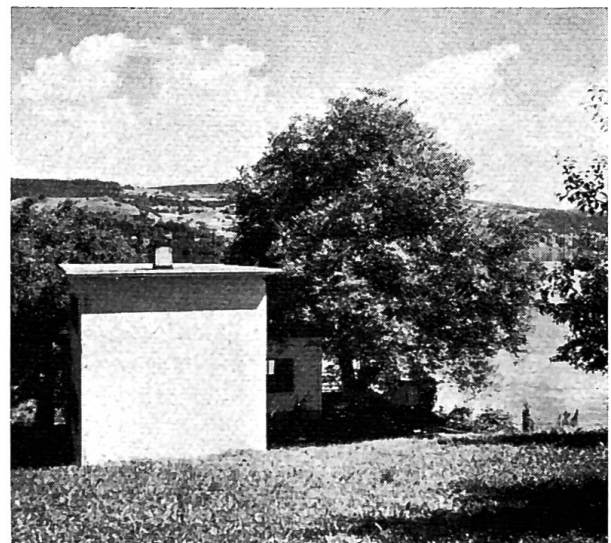
Gottgeschaffen Land – in des Menschen Hand



Am «alten Rhein» vor der Einmündung in den Bodensee

Von der wundersamen seelischen Besänftigung des fließenden oder plätschernden Wassers wissen nicht nur die Nervenärzte; viele von uns überhetzten Neuzeitmenschen haben es persönlich an irgend einem schweizerischen Flußlauf oder einem unserer hellen Seen erleben dürfen. Aber die in sich harmonisch geschlossene Landschaft selber kann uns auch zum Erlebnis werden. –

Bei festlichen Gelegenheiten reden wir gerne von der «eidgenössischen Mitverantwortung» – wenn aber ein Weekendhaus-Besitzer in die stille Seelandschaft einen Kubus schiebt, dessen grelle Quadratfront dem Ruhesuchenden entgegenglotzt, ist dies die bildliche Übersetzung des Grundsatzes: «Mir kann die ganze Welt gestohlen werden!»



lassen würden. Der letztere Punkt war übrigens das einzige an der Angelegenheit, das meinem Vater nicht ganz gefiel. Er warnte mich vor rücksichtslosen Mitgiftjägern, die sich in den Spitälern herumtrieben.

Ich fühlte mich von diesen Äußerungen tief beleidigt, warf mich mit um so größerem Ernst auf meine Arbeit und begegnete Assistenzärzten mit Eiseskälte.

Nach der Diplomierung schlug mir mein Vater zur Entspannung einen Amerikaaufenthalt vor. Auch alle meine Bekannten schienen anzunehmen, daß ich nach dieser freiwilligen Fronarbeit nun wirklich ausruhen müsse. Das beleidigte mich als erneuter Beweis, wie wenig ernst man meine Berufswahl immer noch nahm. Es folgten verschiedentliche Privatpflegen in Familien und da – leider – stiegen nach und nach doch Zweifel auf, ob ich wirklich die geborene Säuglingspflegerin sei und jahrelang in dem nun eingeschlagenen Geleise fahren sollte. Meine Unsicherheit wurde immer stärker, aber was sollte ich tun? Klar war mir einzig, daß Nichtstun auf keinen Fall in Frage kam. Schließlich suchte ich – so schwer es mir fiel – um eine Unterredung mit meinem Vater nach und erklärte ihm, auf sein Angebot einer Auslandsreise zurückkommen zu wollen. Auf dieser würde ich, so dachte ich, über meine Zukunftspläne Klarheit finden.

Wir beschlossen einige Monate Aufenthalt bei einem amerikanischen Geschäftsfreund meines Vaters, dessen Tochter einmal für längere Zeit bei uns zu Gast gewesen war, und mit der ich mich sehr gut verstanden hatte.

In New York fühlte ich mich in der Familie meines Gastgebers schnell zu Hause. Es ging nicht lange, bis mich Mr. X fragte, was ich nun tun wolle. Als ich keine Antwort wußte, lud er mich freundlich ein, mich einmal in seinem Geschäft umzusehen. Ich sagte zu.

Mr. X und seine Mitarbeiter verstanden es ausgezeichnet, mich immer mit Arbeiten zu beschäftigen, die ich knapp bewältigen konnte. Sobald ich diese mehr oder weniger zu ihrer Zufriedenheit erledigte, überließ man mir eine größere Verantwortung. Ich fühlte mich zum erstenmal in meinem Leben beruflich ernst genommen. Es handelte sich um eine rein kaufmännische Arbeit, aber ich war glücklich dabei.

Nach zwei Jahren fragte mich Mr. X – ich bewohnte schon längst mein eigenes kleines Appartement – ob ich nicht Lust hätte, eine

Stelle bei einem seiner Geschäftsfreunde in Boston anzunehmen, die für mich wie geschaffen sei und mir höhere Selbständigkeit biete. Ich sagte zu und verbrachte dort zwei weitere glückliche Jahre.

Allerdings bin ich auch bei diesem neuen Beruf nicht geblieben. Eines Tages war nämlich ein junger Mann aus meiner Vaterstadt zu einem Besuch aufgetaucht, einer der Assistenzärzte aus meiner Säuglingspflegezeit, der zur weiteren Ausbildung nach den USA gekommen war und sich zu meiner Überraschung an mich erinnerte hatte. Nun, wir sind seit drei Jahren verheiratet und leben jetzt wieder in der Heimat. Ich habe reichlich Gelegenheit, meine Kenntnisse in Säuglingspflege zu verwenden, aber ich bedaure es keinen Augenblick, auch noch in einem andern Beruf tätig gewesen zu sein. Daß meine Bekannten in der Vaterstadt glauben, in jeder Beziehung schließlich doch recht behalten zu haben, läßt mich kalt. *

Ein Postbeamter wird Unternehmer

800 Bewerber hatten sich für die Aufnahme in den PTT-Dienst gemeldet; vierhundert wurden zum Aufnahme-Examen der PTT-Schule zugelassen und davon hundertundzwanzig angestellt. Die Lehrzeit schloß ich ab mit bester Note und wurde mit zwanzig Jahren als Postbeamter in Genf gewählt.

Hand in Hand mit dem Einarbeiten kam die Ernüchterung. Bei meinem beflissenen Streben war es bemühend, feststellen zu müssen, daß von dem Gelernten nur ein lächerlich kleiner Teil zu praktischer Verwendung kam. Ich hatte die erste Stufe im Minimum an Zeit erreicht und sah voraus, daß während der nächsten anderthalb Jahrzehnte kein weiterer Aufstieg mehr möglich sein würde.

So fiel bald ein Reif auf meine jugendlichen Zukunftserwartungen. Als mir ein Gesuch um unbezahlten dreijährigen Auslandsurlaub (zwecks Erlernung von Englisch und Spanisch in den bezüglichen Ländern) bei Bedingung, nachher mit bereichertem Wissen wieder die Arbeit im gegebenen Rahmen aufnehmen zu können, abgeschlagen wurde, gab ich meinen Austritt aus dem Staatsdienst zur Kenntnis.

Aber was nun?

Was mir am schwersten fiel, war der Umstand, daß ich meinen Eltern diese Enttäu-

schung bereiten mußte, insbesondere meinem Vater.

Ich besuchte nun eine obere Klasse an der Handelsschule Neuenburg, brach aber sofort ab, als der Himmel einen Zettel auf das schwarze Brett flattern ließ: Gesucht junge Kraft . . . in aufstrebendem Bergwerksbetrieb (Asbest).

Es war ein junges Unternehmen, hinter dem ein französischer Minenkonzern stand mit weltweiten Verbindungen. Alles war noch im ersten Stadium: Errichtung von Transportbahnen, Anlage von Stollen, Probeausbeutung; 150 italienische Mineure; Leitung französisch, meine Aufgabe: Besorgung des Internen wie Rechnungswesen, Korrespondenz usw.

Nach einem Jahr wußte ich, daß das geförderte Gut qualitativ mit bekannten Weltvorkommen nicht konkurrenzfähig sei, aber ich wußte auch, daß mineralische und organische Hilfsstoffe für die elektrische Industrie aus allen Weltteilen über England-London gehandelt würden.

Mit guten Empfehlungen und wenig Geld komme ich im Frühling 1909 in der Weltmetropole an und suche Stellung bei einschlägigen Firmen. Bald weiß ich, daß man dort nicht auf den jungen Schweizer gewartet hat. Dank einer Empfehlung komme ich nach bangem Suchen unter bei dem damals größten Unternehmen in England für elektrischen Maschinenbau.

Bei kleiner Routinearbeit in einem der vielen Kalkulationsbüros ist mir nicht wohl. Auf meine Bitte weist man mir ein Plätzchen als Hilfsarbeiter an in einer Betriebsabteilung, wo große Hitze, viel Staub und allerlei Düfte und Dämpfe das Klima ausmachen. Aber . . . ich lerne die Rohstoffe und Halbfabrikate kennen, die im elektrischen Maschinenbau zur Isolation verwendet werden. Nebenbei wird in Mineralogie, Geologie und anderen einschlägigen Materien versucht, Kenntnisse zu erwerben. Ein Jahr vergeht; ein Angebot meines schweizerischen Wohltäters: nach Indien zu reisen, um dort an der Quelle den wichtigsten mineralischen Rohstoff für elektrische Isolation zu beschaffen, hieß mich, England valet sagen.

Dieser Traum erfüllte sich nicht, doch ein anderer, ebenso erfreulicher. Neue Verfahren waren indessen ausgearbeitet worden, um im Isolationssektor des elektrischen Maschinenbaues mit den Fortschritten der konstruktiven Seite Schritt halten zu können. Diese Verfahren lizenzierte bei sämtlichen Fachfirmen in



DIE GESCHICHTE VOM WILHELM TELL
BERUHT NICHT AUF EINER NORDISCHEN
SAGE

Der Historiker Dr. Bruno Meyer in Frauenfeld hat in einer gründlichen Arbeit die Frage gestellt, ob Wilhelm Tell gelebt hat, oder ob die Sage in Gestalt eines Meisterschützen unter seinem Namen Weltruhm erlangte. Die Publikation erfolgt im 112. Band der «Mitteilungen des Historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, ob- und nid dem Wald, Zug» (Verlag Josef von Matt, Stans).

Nachstehend die Schlußfolgerung:

Erst mit dem Aufkommen einer neuen Generation des habsburgischen Hauses, die als Herzöge von Österreich aufgewachsen war und sich bereits den Ausbau des Territorialstaates zum Ziele setzte, kam es zum Konflikt zwischen Österreich und den Waldstätten. Als Friedrich der Schöne König wurde, war ihr die Möglichkeit geboten, auch in Uri einzugreifen, um die Verhältnisse in den Waldstätten ihrem übrigen Gebiete anzugleichen. Gegen die neuen habsburgischen Vögte organisierte sich jedoch sofort eine Widerstandsbewegung, die zum Burgenbruch schritt, den uns die Befreiungstradition überliefert. Die Folge war ein offener Krieg mit Österreich. Herzog Leopold organisierte einen Heerzug zur Wiedergewinnung und Bestrafung der Waldstätte und erlitt eine entscheidende Niederlage am Morgarten. Diese erlaubte den Waldstätten, unter kluger Ausnützung der Gegensätze zwischen den Doppelkönigen Friedrich und Ludwig ihre Selbständigkeit in zähem Ringen zu wahren.

In die kurze und bewegte Zeit der Widerstandsbewegung vor dem Burgenbruch gehört die Episode von Wilhelm Tell. Ein Urner geriet mit dem nach Altdorf reisenden österreichischen Vogt in Konflikt. Da er als Schütze berühmt war, auferlegte ihm der Vogt den Apfelschuß vom Haupt des eigenen Kindes als Strafe. Der Vogt hatte bei irgend einer Gelegenheit vom dänischen Apfelschuß als einer Schützenprobe erzählen gehört und wollte ihn wiederholen. Tell gelang der Schuß, doch nahm ihn der Vogt gefangen. Bei der Tellenplatte sprang er aus dem Schiff und erschoss seinen Peiniger in der Hohlen Gasse.

Dieses Einzelgeschehen der ganzen Abwehrbewegung ging hernach als Teil in die Überlieferung der Befreiung der Waldstätte von den österreichischen Vögten ein, wurde aber daneben noch zum Haupt-symbol der eidgenössischen Staatsgründung und allgemeinen Sinnbild des Kampfes für die Freiheit gegen einen Unterdrücker.

Europa einzuführen, wurde meine Aufgabe während der letzten Jahre vor dem Ersten Weltkriege.

Jung verheiratet, Frau und Kind mitnehmend, habe ich dann in den Jahren des ausgehenden Krieges noch das Studium Chemie-Elektrotechnik nachgeholt.

Während der seither vergangenen nahezu vier Jahrzehnte habe ich das Glück gehabt, in gehobener Stellung an der sehr erfolgreichen Entwicklung zweier schweizerischer Firmen meines Fachgebietes maßgeblich mitzuarbeiten. *

Ein Lehrer wird Landammann

Meine Berufswahl fiel in die Krisenzeit der dreißiger Jahre. Als Kind einer wenig begüterten Bergbauernfamilie bewegte sich diese Wahl in engen Grenzen. Um in den Besitz einer erweiterten Schulbildung zu gelangen, ermöglichten es mir Verwandte, das Lehrerseminar zu besuchen, das ich mit gutem Erfolg abschloß. Als Lehrer ließ ich mich sodann an eine bündnerische Landschule wählen, die es mir erlaubt hätte, während der langen Schulferien von 26 Wochen mein Studium fortzusetzen. Das Schicksal wollte es indessen anders.

Kurze Zeit nach dem Eintritt in das Erwerbsleben brach der Zweite Weltkrieg aus. Während der Wintermonate hatte ich mich der Schule zu widmen und sommers meine Ablösungsdienste zu leisten. Dazu wurden mir in der Gemeinde verschiedene Verwaltungsaufgaben übertragen, denen ich mich mit großem Interesse widmete. Immer mehr wuchs ich dadurch in die wirtschaftlichen und politischen Aufgaben einer Berggemeinde hinein, und daraus erwuchs die Erkenntnis, daß das Bergdorf auf das Durch- und Aushalten aller seine Söhne angewiesen ist, die ehrlichen Willens sind, einer durch die Landflucht immer stärker in Mitleidenschaft gezogenen Dorfgemeinschaft Halt und Inhalt zu geben.

Bald waren es dann aber der Aufgaben zu viele, um ihnen neben meiner Berufstätigkeit als Lehrer noch gerecht zu werden. Ich stand vor der Entscheidung, dem erlernten Berufe treu zu bleiben, oder mich ganz den verhältnismäßig freien öffentlichen Verwaltungsaufgaben meiner Gemeinde und meines Kreises zu widmen.

Ich wählte das letztere und mein Entschluß hat mich nicht gereut; ich trat aus dem zeit-

lich monoton abgegrenzten Stundenplanrhythmus, aus der mehr theoretisierenden Schulstufenluft in das volle Leben mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinem Kampf, mit Sieg und Niederlage. Diese Atmosphäre entsprach meiner Veranlagung weit besser, als die eher einseitige, alle Jahre mehr oder weniger in gleichen Geleisen sich wiederholende Lehraufgabe.

So kam ich denn als langjähriger Gerichtspräsident – um nur eine Sparte meiner Tätigkeit zu erwähnen – mit vielen Menschenschicksalen, die mich immer wieder in ihrer Einmaligkeit stark fesselten und beeindruckten, in enge Berührung. Manchem Menschen konnte ich dabei Berater und Helfer sein. Dies erfüllt mich immer wieder mit großer Befriedigung. *

Ein Buchhalter wird Dekorateur

Vo. zehn Jahren verlor ich meine Stelle, die mir im Verlauf von 15 Jahren zwar wenig Begeisterung, aber doch ein gutes Auskommen geboten hatte. Die Kündigung war kein «Blitz aus heiterem Himmel», denn mehrmals wurde ich ungenügender Leistung wegen gerügt. Als schließlich noch persönliche Streitigkeiten mit meinem Vorgesetzten dem Personaldirektor gemeldet wurden, folgte meine Entlassung mit der Begründung: Insubordination.

Fällt man ins Wasser, ist es besser, man beginnt zu schwimmen, statt um Hilfe zu rufen. Immerhin erwies es sich auch im Zeichen einsetzender Konjunktur als recht schwierig, mit 35 Jahren, einer Familie im Hintergrund und ohne überzeugende Leistungsbeweise neu zu beginnen. Die Personalchefs der von mir angefragten Unternehmen qualifizierten mich offenbar als «Versager»; sie lehnten auch ein «absolut unverbindliches Probeengagement» ab, wohl wissend, daß selbst diese nicht ohne triftige Gründe lösbar sind.

Ich versagte nicht nur im Urteil meiner Umwelt, sondern auch vor mir selbst. Tatsächlich hatte ich es im Verlauf meiner 15jährigen Anstellung versäumt, Wesentliches hinzuzulernen. Ich wurde zum wenig zuverlässigen, verdrossenen Routinier, weil die Praxis eines Buchhaltungsbetriebes mir nie zusagte. Nach einigen

Foto: Carlo Gianola

Ich schnitt es gern in alle
Rinden ein

mühevollen und enttäuschungsreichen Monaten der Erwerbslosigkeit unterzog ich mich auf Rat meines Freundes einer psychotechnischen Eignungsprüfung. Das Ergebnis lautete – wie nicht anders zu erwarten war – in bezug auf kaufmännische Fähigkeiten geradezu vernichtend. Andererseits zeigten sich aber relativ gute Voraussetzungen für Graphik und Dekoration, Gebiete, die mich tatsächlich seit je interessierten. Mit einem Gefühl unsäglicher Erleichterung klammerte ich mich an die damit gebotene Aussicht, die mich aus dem Scherbenhaufen meiner beruflichen Existenz befreien sollte.

Weitere Enttäuschungen blieben mir allerdings nicht gänzlich erspart. Jüngere, besser ausgebildete und vor allem talentiertere Berufsanwärter konkurrierten mit mir um die wenigen Vakanzen in graphischen Ateliers. Immerhin: ich erreichte eine Anstellung als Hilfskraft in einem Betriebe für Graphik und Dekoration – glücklicherweise ohne Pensionskasse, denn diese an sich zwar segensreiche Einrichtung erweist sich für Stellensuchende auch mittleren Alters zumeist als unüberspringbare Hürde!

Aus der Rückschau darf ich dankbar bekennen: In meinem heutigen Beruf habe ich das Glück wahrer Berufserfüllung kennengelernt. Ich freue mich, auch heute im Alter von 45 Jahren, stets neu hinzuzulernen. Meine Arbeit bietet mir Impulse und hat den Griesgram von einst zum zukunftsfrohen Schaffer umgewandelt. Ich möchte nicht mehr zurück – auch nicht um den Preis großzügiger materieller Besserstellung. Denn: Wohlstand allein ist kein Ziel – Glück finden wir nur dann, wenn wir uns zu der uns gemäßen Arbeit durchgerungen haben. Dann erst werden wir zu frohen, positiven Menschen, zu guten Gatten und Vätern.

Mir selbst bleibt nur das Bedauern, daß ich mich nicht aus eigener Initiative frühzeitig auf meine beruflichen Anlagen zu besinnen versuchte; dankbar aber bin ich nachträglich dem Personalchef, daß er sich seinerzeit nicht dazu bewegen ließ, das Arbeitsverhältnis aus sozialen oder menschlichen Erwägungen weiterzuführen. Gute Personalführung verlangt auch Härte – oft zum Nutzen des Arbeitnehmers.

★

Ein Bankangestellter wird Flachmaler

In der Realschule wählte ich Latein statt Französisch und im zweiten Jahr der Kantonsschule Griechisch statt Englisch. Was hatte ich eigentlich im Sinn? Ich wußte es nicht. Es zog mich einfach in diese Richtung. Der Schulunterricht besteht aber nicht bloß aus Lieblingsfächern. Es waren da auch noch Dinge zu lernen, die mir ganz und gar nicht zusagten, die mir fremd waren und die ich nicht bewältigte. Alles, was mit höherer Mathematik zusammenhing, quälte mich und stand wie ein Gespenst vor meinen weiteren Schuljahren.

Die Situation in unserer Familie war übrigens so, daß niemals ein Studium hätte finanziert werden können. Das plagte mich damals wenig, und als eine kaufmännische Lehrstelle in Aussicht stand, ließ ich es auf eine Art Gottesurteil ankommen. Bekam ich die Stelle, dann war ich von meiner Schulmüdigkeit erlöst, bekam ich sie nicht, dann wollte ich mich mit neuem Mut in der Schule einsetzen.

Ich trat in die Lehre bei einer Kleinbank unserer Kleinstadt. Anfänglich kam ich mir etwas «heruntergekommen» vor, und ich vermied tunlichst, meinen alten Schulkameraden zu begegnen, wenn ich auf Botengängen war, oder wenn ich auf der Tafel beim Hauseingang die Effektenkurse anschreiben mußte. Doch das besserte sich, je weiter die Schule zurücksank und je mehr ich Einblick in die kaufmännische Welt bekam, von der meine Mitschüler nicht viel wußten.

Ich hatte das Glück, meine Lehrzeit in einer durchaus altmodischen Privatbank zu absolvieren, in einem alten Patrizierhaus, aus dem einst Bürgermeister Ulrich Trüllerey mit seinem Fähnchen in die Schlacht bei Sempach gezogen war. Mein Chef war eine Figur, wie sie nur das vergangene 19. Jahrhundert hervorbringen konnte. Das ganze Personal bestand aus diesem Chef, einem Kassier und drei Stiften. Unsere Räume hatten schöne Stuckdecken und das große Büro, in dem wir Stiften hausten, war mit einem säulengeschmückten Erker versehen, von dem aus wir alles, was sich auf dem Platz unten abspielte, beobachten konnten.

Unser Chef war ein Unikum. Er war von einem an Krankhaftigkeit grenzenden Genauigkeitsfimmel besessen. Er war gegen seine eigene Zuverlässigkeit so mißtrauisch wie ge-

Foto: Martin Glaus
Das Trachtenchörli

gen unsere. Jeden Brief las er laut vor sich hin, betonte die Zahlen unter Kopfnicken mehrmals. Banknotenbündel wurden nicht nur einmal, sondern siebenmal gezählt und der Kassenschrank, wenn er schon zu war, wurde wieder geöffnet und wieder zugemacht; ja, wenn der Chef ausgehen wollte, kehrte er bestimmt nach hundert Schritten wieder zurück, öffnete den Schrank nochmals, schaute hinein, schloß wieder zu, klopfte mit der Faust auf die Türe, indem er vor sich hinsagte: «Zu, zu, zu.»

Ich weiß, daß unser Chef von allen Kollegen der andern Banken belächelt und verspottet wurde. Sie sahen nur seine Narrheit, ich aber kannte sein Herz. Ich lernte ihn kennen, wenn er mich tadelte oder lobte, und wenn er mich bei Anlaß von Vermögensabrechnungen und Teilungen mit Familienschicksalen bekannt machte. So erwähnte er als eine seiner Lebenserfahrungen folgende: Der Vater arbeitet, lebt bescheiden und kommt zu Vermögen; der Sohn kennt keine Sorgen, arbeitet am väterlichen Werk weiter und läßt sich wohl sein; der Enkel ist im Überfluß aufgewachsen, weiß nichts mehr von ernster Arbeit, verschwendet das Gut und endet in Elend und Schande. Dann kann der Turnus der drei Generationen von neuem beginnen.

Auf welcher Großbank besteht zwischen Direktor und Stift ein solch menschliches Verhältnis?

Als sich mein «Stiftensalär» von fünf auf zehn Franken erhöhte, und ich in der Lage war, Dürerbund-Mappen zu kaufen, schmückte ich die kahlen Täferwände an meinem Arbeitsplatz mit Meisterbildern. Die grüngläsernen Lampenschirme umhüllte ich mit Papierstreifen, auf die ich Schattenbilder gezeichnet hatte, Karikaturen meiner Mitarbeiter, perspektivische Spielereien und malerische Sonnenuntergänge. Merkwürdigerweise ließ dies unser Chef alles ohne ein Wort geschehen. Erst lange später, als ich von ihm Abschied nahm, hörte ich von ihm, daß er immer eine heimliche Freude an meinen Machenschaften gehabt habe.

Das war alles noch vor und im Ersten Weltkrieg. Nachher ging unser Bänklein, wie fast alle Kleinbanken unserer Stadt, ein, das heißt wir wurden von einer Großbank aufgeschluckt. Ich wechselte mit unserm ganzen Kram hinüber, aber es war, als hätte eine schöne Geschichte ihr Ende gefunden. Ich wurde zu einer kleinen Figur im figurenreichen Spiele, das ich

nicht mehr überschauen konnte. Ich verlor den Zusammenhang mit dem Ganzen und merkte, wie die Arbeit immer mehr an Reiz verlor. Was kümmerten mich im Grunde die Geldgeschäfte anderer Leute, was scherten mich die Affidavits und die Vorschriften der SSS. Irgendwo oben war das Direktionszimmer, in das man nur mit ehrfürchtiger Scheu eintrat, um vielleicht eine Aufbesserung auf die 180 Franken Monatsgehalt zu erbitten, um dann mit dem Hinweis auf das jugendliche Alter abgewiesen zu werden. Der blaue Himmel sah zum Fenster hinein. Es war nicht mehr zum Aushalten.

Mein Vater, der bisher als Malermeister in einem Großbetriebe gearbeitet hatte, eröffnete noch vor Ende des Krieges ein eigenes Geschäft. Es war eine schwere, kärgliche Zeit. Ich half hie und da nach Feierabend oder früh morgens in der Werkstatt mit und irgendwann muß in meinem Kopfe der Gedanke aufgetaucht sein: wie wäre es, wenn du selbst Maler würdest? Der Gedanke schien zuerst absurd, und ich behielt ihn für mich. Aber ich spürte je länger je mehr, wie mein Vater Hilfe nötig hatte, und in der Ferne sah ich mein geliebtes Land der Kunst auftauchen. Wäre es nicht möglich, sagte ich mir, daß du als Maler einmal eine Kunstschule besuchen könntest?

Es war für meine Eltern eine Erlösung, als ich ihnen meinen Entschluß mitteilte. Von meinem Künstlertraum sagte ich allerdings nichts.

Es war mir eigentlich leicht gefallen, den Entschluß zu fassen, aber was nachher kam, war oft schwer zu ertragen.

Ich war immerhin über 20 Jahre alt, war bisher gebügelt und geschniegelt mit dem Spazierstöckchen zur Bank gelaufen. Jetzt kratzte ich Rost ab, arbeitete mit Salmiakgeist und Bimsstein, strich Leim- und Ölfarbe, mein Übergwändli stand vor Dreck, und ich mußte unsern Materialkarren durchs Dorf ziehen. Das machte mir zwar nicht so viel aus – ich hatte mir vorher keine Illusionen gemacht – aber das Gefrage und die Teilnahme der lieben Leute war kaum zu ertragen. Schlimm war auch, daß man bei mir, wo ich auch immer auf einem Arbeitsplatz tätig war, von seiten der Architekten und Bauführer fertige berufliche Kenntnisse und Fähigkeiten voraussetzte. Wer konnte mir denn ansehen, daß ich in meinem neuen Fache noch blutiger Laie war?

Nun, das ging ja alles einmal vorüber. Meine Bäume wuchsen zwar nicht in den Himmel,

doch ich konnte mich schließlich noch ein bißchen auf Berufsschulen ausbilden und bin wenigstens einen Schritt der Kunst näher gekommen. Das war jedoch gar nicht mehr so wichtig. Das «einfache» Handwerk befriedigte mich immer mehr, besonders als ich nach dem Tode meines Vaters den Betrieb allein führen konnte.

Man macht sich im allgemeinen kaum eine Vorstellung davon, wie vielseitig unser Beruf ist und was ein Meister alles können und wissen muß. Mein kaufmännisches Wissen leistete mir natürlich unschätzbare Dienste und es wäre eigentlich jedem Handwerker zu empfehlen, eine kleine Bankpraxis durchzumachen. Ich war lange Jahre Malerfachlehrer, auch für

Rechnen, Buchführung und Korrespondenz, und konnte bei den Meisterprüfungen mitwirken. Neben der Berufsarbeit bereitete es mir große Freude und Genugtuung, im ganzen Lande herum so viele helle Köpfe unter den Berufskollegen zu finden und gute Freunde zu gewinnen.

Reich an materiellen Gütern bin ich nicht geworden, aber es geht mir gut. Wenn ich Freude und Zeit habe, zeichne und male ich, was mir gerade einfällt. Es braucht niemandem zu gefallen, und ich habe nach niemandem zu fragen. Das Geschäft nimmt mich zwar oft über Gebühr in Anspruch, bringt auch Ärger und Sorgen, aber trotzdem möchte ich mit keinem Bankdirektor tauschen. *

VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE



„Sei doch nicht so traurig, Emma, Dein Emil ist ja schon da!“